

WAS VERMISSEN WIR?

VON ACHIM BUCKENMAIER

Nicht für alle Christen, aber doch für viele ist die sonntägliche Versammlung der Kirche der Angelpunkt der Woche. Was passiert nun, wenn die Sonntagsmesse ausfallen muss? Was ist ihr Sinn? Und stehen wir wirklich ohne alles da, wenn die Kirche geschlossen ist? Der folgende Beitrag gibt ein paar Hinweise für diese besondere Fastenzeit (und vielleicht darüber hinaus Osterzeit) 2020.

„Wohlan, Tage kommen, da sende ich einen Hunger ins Land, nicht einen Hunger nach Brot, und nicht einen Durst nach Wasser, sondern MEIN Reden zu hören.“
(Amos 8,11)

Das Wort des Propheten Amos, in der Übertragung von Martin Buber, begleitet mich schon viele Jahre in der Fastenzeit. Jetzt, im März 2020, ist mit Händen zu greifen, dass diese Ansage Gottes kein bloß poetischer Bibelvers ist. Die Gottesdienste abgesagt, die Gemeindehäuser geschlossen, die Veranstaltungen abgeblasen ... Hunger nach Brot ist nicht da, aber das, was man hatte und nun im Wortsinn einfach nicht mehr zugänglich ist – der Sonntagsgottesdienst, Taufen, Versammlungen, Treffen, die tägliche Messe – das fehlt. Das Ausmaß der Corona-Epidemie, aber auch die Auswirkungen auf unser Leben als Christen lassen viele fragen, was dies alles bedeutet, was es uns sagt.

In seinem Werk „Über die Dörfer“ zeigte der Nobelpreisträger Peter Handke schon 1981 in einem eindrücklichen Bild die Verödung der Dörfer und der Kirchen, die in ihrer Mitte leer stehen: „Hunde kommen in die Kirchen gelaufen und trinken die Weihwasserbecken leer ...“. Daran erinnern einen heute die wegen Infektionsgefahr geleerten Becken an den Kirchentüren. Rudolf Pesch, damals Professor für Neues Testament an der Universität Freiburg, zitierte diese bizarre Szene in seiner Vorlesung. Er wollte uns aus unserem naiven pastoralen Optimismus aufwecken, hellhörig machen. War innerlich nicht schon der Punkt erreicht, dass die Kirchen ver-

lassen blieben, lange bevor das Robert-Koch-Institut ihre Türen zumachte? Ging der Absage der Gottesdienste nicht schon seit langem ihre Geringschätzung voraus?

Was vermissen wir wirklich?

Was ist das nun, was uns fehlt? Ganz schlicht: das Zusammenkommen. Papst Benedikt nannte das Christentum „ein soziales Charisma“. Im Gegensatz zu den großen östlichen Strömungen der Religionen, wie sie sich zum Beispiel im Buddhismus abbilden, war die biblische Offenbarung immer skeptisch gegenüber zu viel Spiritualität, zu viel Geist, Innerlichkeit, Versenkung, Gefühl und frommer Redseligkeit. „Chillen im Kräutergarten“, „Work-Life-Balance nach Benedikt“, „Quellentage für urlaubsreife Gottsucher“, „das Glück der Gelassenheit“ – alles Buchtitel oder Veranstaltungen in kirchlichen Häusern – sind eher billiger Abklatsch einer eigentlich ernsthaften Gottsuche. Vielleicht ist es gut, dass die Krise auch hier etwas bremst.

Das Judentum, mit dem unser Glaube beginnt, hat einen anderen Weg entdeckt: Das Tun der Weisung ist der Weg zur Erkenntnis Gottes. Gott bleibt ein Geheimnis, aber seine Gebote und seinen Willen können wir kennen. „Der Glaube besteht nicht darin, dass ich etwas über Gott weiß, sondern darin, dass ich etwas über meine Pflichten gegenüber Gott weiß.“¹

Als Jude lebte Jesus in der jahrtausendalten Erfahrung seines Volkes und wusste, dass der Mensch für dieses anspruchsvolle Leben Weisung, Rat, Leitplanken braucht, vor allem Helfer, den Bruder, die Schwester. Thomas von Aquin benützt für Gnade einfach das Wort *auxilium*, „Hilfe“. Die Gnade Gottes kann ich nicht wie einen Raumspray einatmen, sie sitzt auch nicht wie ein Gen in mir; sie kommt zu mir von außen, durch Menschen, die mein Leben mit mir teilen, die mir helfen müssen, die auf mich aufpassen, mich aufmuntern, mich korrigieren.

Der Weg der Versammlung

Hier beginnt der einzigartige Weg der Versammlung: „Wenn dein Bruder gegen dich sündigt, dann geh und weise ihn unter vier Augen zurecht! [...] Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei mit dir, damit die ganze Sache durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werde. Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde! Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner“ (Mt 18,15-17).

¹ Jeshajahu Leibowitz in: Michael Shashar (Hg.), *Gespräche über Gott und die Welt*. Jeshajahu Leibowitz mit Michael Shashar (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990), 124.

Das Schlüsselwort ist „Gemeinde“. Im griechischen Original des Neuen Testaments steht hier das Wort *ekklesia*. Es bedeutet konkrete Versammlung, Gemeinde, Kirche. Versammlungen spielen in der Bibel eine entscheidende Rolle. Die Sammlung von zwölf ganz unterschiedlichen Völkern zu einem Volk ist im Alten Testament als Wunder Gottes beschrieben, als Neuschöpfung einer Sache durch Gott, die gleichrangig neben der Erschaffung der Welt steht. Um Israel zu einem Volk zu einen und damit zu einem geeigneten Werkzeug in der Hand Gottes, brauchte es ein langes Ringen. Es geschieht nicht durch Zauberhand, sondern in unzähligen Versammlungen des Volkes. Ihre wichtigste und grundlegendste ist die Versammlung des Volkes am Sinai. Dort empfängt es sein Grundgesetz, die Torah, die Gebote, eine Ordnung für das Zusammenleben. Das wird so wichtig, dass der Tag des Bundesschlusses einfach „Tag der Versammlung“ genannt werden wird. Präsent sind immer „Männer und Frauen und alle die, es verstehen konnten“ – das wird zur einzigartigen Charakteristik des biblischen Volkes. Wie einen Refrain werden die biblischen Autoren, wenn sie von den Versammlungen Israels erzählen, diese Kennzeichnung wiederholen.

Ein Esstisch als Ort, wo Gott wohnt

Im Judentum lebte dies fort in den Synagogen, bis auf den heutigen Tag. Auch Jesus lebte und lernte darin. Aber neben dieser offiziellen Linie mit den Gottesdiensten in der Synagoge zieht sich eine zweite Spur fort in die jüdischen Häuser. Auch sie sind Orte der Gottesverehrung, der Weitergabe der Erfahrungen mit einem Leben nach Gottes Geboten. Auch diese Linie ist in die Lebensweise Jesu eingegangen, wenn erzählt wird, dass er mit gerade einmal zwölf Personen Pessach feiert; wenn von ihm das Wort überliefert wird: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind ...“

Im jüdischen Haus sind Vater und Mutter „Priester“, aber nicht um die Macht der Kleriker zu teilen und endlich ein „Amt“ zu bekleiden, sondern weil sie die Glieder eines „heiligen Volkes von Priestern“ sind, in dem Pflicht und Verheißung auf allen liegen. Besonders am Vorabend des Sabbat wird dies deutlich. Die verschiedenen Aufgaben sind zwischen Mann und Frau verteilt: die Kerzen anzünden, dazu ein Gebet sprechen, Brot und Wein segnen und austeilen. Ihr Haus, ihre Wohnung und das wöchentliche Fest am Tisch vermitteln Gottes Gegenwart, nicht nur beim Beten, sondern auch beim Essen, Trinken und miteinander Sprechen: „Macht mir eine Wohnstätte, und ich werde unter euch wohnen“ (Exodus 25:8).

Ein solcher Ort ist viel kleiner, viel unscheinbarer als etwas groß Organisiertes. Er erzeugt keine Reformpapiere, Manifeste und Forderungen. Sein Medium sind nicht

Kanzel, Rednerpult und Mikrophon, sondern ein Esstisch. Es ist hilfreich, dass es heute die sozialen Medien gibt, Gottesdienstübertragungen, live streaming, Skype. Sicher, durch die Not der Epidemie machen die Pfarreien jetzt einen enormen Sprung in die digitale Welt.

Aber es gibt auch noch eine andere, reale Weise des Zusammenseins für diejenigen, die ohnedies schon in einem Haushalt wohnen und leben. Ein Ehepaar erzählte mir diese Woche, dass sie sich am vergangenen Sonntag die Texte des Gottesdienstes vorgelesen haben, Gebete, Lesungen, Psalm, Evangelium, das Vaterunser ..., dass sie Zeit dafür hatten, in aller Ruhe lesen und miteinander reden konnten. Eine Kerze auf dem Tisch und Blumen gab dem Ganzen einen kleinen festlichen Punkt. Das ist etwas anderes als romantische Zweisamkeit. In den biblischen Texten konnten sie am Küchentisch den großen Atem der Gottesgeschichte spüren. Das ist auch etwas ganz anderes als das billige Motto: „Jetzt machen wir Kirche endlich selbst“ oder: „Wir brauchen ja gar keine Priester und keine Kirche“. Der Tisch dieser zwei oder drei braucht die große Kirche der Welt, und die universale Kirche bliebe eine Art fromme UNO, ein abstrakter Zusammenschluss, ohne solche Tische.

So ähnlich fanden sich die ersten Christen zusammen. Die Emmaus-Geschichte erzählt von gerade einmal zwei Jüngern, die am Tisch sitzen und erkennen, wer noch bei ihnen ist. Jeden Ostermontag wird diese Geschichte vorgelesen. Vielleicht hören wir sie dieses Jahr anders. Nur zwei, drei?! Ja, zwei, drei ...! Kirchengebäude im heutigen Sinn für viele gab es wohl erst ab 200 nach Christus. Bis dahin waren es „Priska und Aquila und die Gemeinde, die sich in ihrem Haus versammelt“ (Röm 16). Der Neutestamentler Hans-Josef Klauck nannte das Haus dieses wohlhabenden Unternehmerehepaares „ein mobiles Gemeindezentrum“. Dreimal zogen sie um, verpflanzten ihre Firma für Planen und Zelte, um Paulus eine Wohnung und einen Arbeitsplatz anbieten zu können. Paulus berichtet auch von einem Herrn Gaius aus Korinth, der ihn und die ganze Gruppe in sein Haus aufgenommen hatte, und begrüßt Frau Nympha in Laodizea und „die Gemeinde in ihrem Haus“. Klauck sagt von dieser Form, auch in den Häusern zu beten und sich zu sammeln, dass sie der Baustein für eine „sich hausweise bildende Kirche“ war.

Zwei oder drei „in seinem Namen“ in einem Haus sind nicht die ganze Gemeinde und ihre sonntägliche Versammlung, aber sie sind Kirche. Sie bilden eine kleine Gemeinschaft um den Tisch, an dem der Hunger, Gottes vernünftige und tröstende Rede zu hören, wirklich gestillt wird und gerade so das Verlangen, wieder Schulter an Schulter zusammen zu sein, unter uns wach bleibt.